

Christa Bruns
Eva Goslar
Gudrun Günterberg
Gudrun Köhler

Winterwind

Geschichten vom
Altwerden und Altsein

ATHENA

Isabelle

Christa Bruns

Heute hat sie sich schön gemacht – zweimal ihr Haar gewaschen, es sorgfältig getrocknet und gebürstet, bis es glänzte. Es ist jetzt ganz weiß. Sie trägt es offen – wie ein junges Mädchen. Bevor der Besuch kommt, wird sie es natürlich aufstecken, wie immer. »Die unwürdige Greisin«? Lieber nicht.

Wie gut ihr die dunkelgraue Bluse steht. Business-Look sagt ihre Enkelin. Ihr gefällt's. Sie war nie der Prinzessinentyp.

Heute ist also der große Tag. Sie will ein Stündchen innehalten, allein für sich, mit einem Glas Tee, mit ihren Gedanken, ihrem Spiegelbild, mit dem Phänomen ihres Alters.

Laut Geburtsurkunde ist sie heute fünfundachtzig Jahre alt. Sie hat die Zahl 85 in den letzten Wochen oft irgendwohin geschrieben, um sich mit ihr vertraut zu machen. Es ist eine Zahl geblieben, ohne Belang, ohne Bezug zu ihr, ihrem Leben, ihrer Persönlichkeit. Ich bin ich, denkt sie, und ich bin sehr alt.

Mein Körper lässt mich mehr und mehr im Stich. Er hat sich verbraucht.

Den größten Teil ihrer Kraft, ihrer Energie, der Verlässlichkeit ihrer Stärke hat sie schon verloren.

Aber immer noch ist sie beweglich und biegsam.

Ihr Gesicht ist voller Falten und Linien. Sie passen sich dem an, was sie denkt und fühlt, was sie sagen will. Sie betrachtet sich genau. Die Zwölfjährige, die sie einmal war, ist noch zu sehen, fünfundzwanzig, vierzig, fünfzig ist sie, das Gefühl, sechzig zu sein, ist besonders nahe. Oder siebzig, das war erst vor kurzem, nicht wahr?

Wer ist sie? Wohin wird sie gehen? Was erwartet sie? Wie viel Zeit hat sie noch? Viel älter zu werden, als sie jetzt ist, verstößt gegen die Gesetze der Statistik.

Im letzten Monat verabschiedete sich ihre alte Freundin Ursula, siebenundachtzig Jahre alt, sie war sehr müde. Sie schloss die Augen für immer, wie man so schön sagt. Nun ist kein Mensch mehr in Isabelles Nähe, der sie bei ihrem Vornamen nennt. Für niemanden mehr ist sie Isabelle. Sie ist nur noch Mutter, Großmutter, Tante,

Frau Weiß oder bestenfalls »gnädige Frau«, »meine Dame« oder gar »die Alte«. So ist das.

Als ob das Vergehen der Zeit ein Missverständnis sei. Hat sie nicht probenhalber gelebt, zur Ansicht, ausprobiert, zugeschaut, wie die Dinge sich entwickeln, experimentiert, wie ihr diese oder jene Lebensphase bekommt, getestet, wie Ereignisse, Gefühle, Erlebnisse sie berühren, verändern, bestärken, zu sich selbst finden lassen? Nun, scheint es ihr, hat sie alles kennengelernt.

Auf die Dauer wäre sie gerne vierundvierzig Jahre alt, mit drei wohlgeratenen, eigenständigen Kindern, einem Sohn und zwei Töchtern, wäre beruflich fest im Sattel, unabhängig. Ein Mann wäre da, aber nicht zu nahe. Ganz nah wären die Freundinnen, Schwestern, die alltagstauglichen Frauen, die so voller Leben sind. Ja, das wäre die Phase, die sie nähme, wäre das Leben ein Menü, aus dem man auswählen kann.

Sie fragt sich, wie es dazu kam, dass fast unbemerkt ihre Zeit verging. Oft hat sie innegehalten und leichthin gesagt, oh, schon wieder ein Jahr, schon wieder ein Sommer. Offenbar hat sie es aber verpasst, die Zeit festzuhalten, deutlicher wahrzunehmen, sie nicht durch ihre Finger rinnen zu lassen wie Sand, wie Wasser.

In ihrem Kopf haben sich Millionen von Gedanken angesammelt. Wörter, Sätze, Erkenntnisse, Geschichten, Erfahrungen, Sprachen. Wo werden sie bleiben, wenn Isabelle gehen muss?

Immer besser begreift sie Zusammenhänge. Immer leichter fällt ihr, was früher schwer war: Unterscheiden, was wichtig, was unwichtig ist. Wissen, was zu tun ist. Sicher sein, wofür sich Anstrengung lohnt.

Angesammelt in ihrem Inneren Hunderte von Gefühlen: Gelassenheit, Schmerz, so viel Schmerz, Liebe, Zärtlichkeit, Hass, immer noch Hass, Angst in allen Variationen, Dankbarkeit und Geduld. Noch sind auch Mut und Tatkraft in ihr verankert.

Was so alles Platz hat in einem alten, schmalen Frauenkörper!

Ist sie noch schön? Eine dumme, eine eitle Frage. Als ob das wichtig wäre. Mit dem Finger streicht sie über den Schwung ihrer Augenbrauen. Ach, natürlich ist es wichtig. Ihre Schönheit war und ist ein Geschenk, an dem sich ihr Leben lang Menschen erfreut haben, nicht zuletzt sie selber.

Wer sagt denn, dass nur junge Menschen schön sind? Sie lächelt ihr Spiegelbild an.

Genug, Isabelle, es ist Zeit, dein Haar aufzustecken und mit den Vorbereitungen für das Fest zu beginnen. Mach dich bereit. Wer weiß, was dieser Tag bringt.

Mütter-Tage

Eva Goslar

Weihnachten, Ostern, Pfingsten, an Geburtstagen und jeweils am ersten und dritten Sonntag im Monat widmen wir uns unseren Müttern.

Wir haben sie noch, mein Mann und ich. Beide sind hochbetagt, sehr eigenwillig und im Witwenstand.

Und beide sind davon überzeugt, ihr Kind hätte einen besseren Lebenspartner verdient, deshalb mögen sie sich nicht recht leiden und piesacken sich gegenseitig, wo sie nur können. Eine Zeit lang haben wir sie aus diesem Grund getrennt eingeladen, aber da wurde jeder Sonntag zum Mutter-Tag. Nach endlosen Diskussionen haben Werner und ich dann diese Lösung gefunden und sind weiterhin auf der Suche nach einer anderen.

Meine Aufgabe an den Mütter-Tagen ist es vornehmlich, für das leibliche Wohl der beiden alten Damen zu sorgen. So stehe ich schon samstags in der Küche, bereite Braten mit dicken Soßen, süße Nachtsische und saftige Kuchen vor, ohne Beerenobst mit kleinen Kernen, versteht sich, wegen der dritten Zähne. Sie nehmen sie sonst beim Kaffeetrinken heraus, um sie, jede auf ihre Art, zu reinigen.

Werner übernimmt den Fahrdienst. Oma Mühlenstraße wohnt alleine in ihrem Haus, Oma Frieda ist seit einem Jahr wegen ihrer Arthrose im Altenheim.

Ich decke inzwischen den Tisch mit dem geerbten Damasttisch-tuch, passenden Stoffservietten und blank poliertem Silber. Trotz diagnostiziertem Star sehen beide jeden kleinen Fleck.

Wenn ich ihre Stimmen auf dem Flur höre, atme ich tief durch und versuche – wie ich es kürzlich auf dem Seminar gelernt habe – positiv zu denken.

»Bei euch riecht es ja lecker, Junge, hoffentlich gibt es nicht wieder Rollbraten mit dieser harten Kruste«, Oma Mühlenstraße hängt ihren Mantel mit einem energischen Ruck auf den Garderobenhaken.

»Die kannst du ja abschneiden, wenn du nicht mehr richtig kauen kannst, ich mag es kross«, Oma Frieda verteidigt mich, ihre Toch-

ter, »vielleicht hast du den falschen Zahnarzt, meine Prothese sitzt bombenfest.«

Sie haben ihre Waffen geschärft.

Mir ist nicht nach Essen zumute.

Es gibt Gulasch, weich geschmort bis zum gänzlichen Zerfall des ehemals saftigen Fleisches in faserige Streifen, dazu Rotkohl und Knödel.

»Ist das auch kein Fleisch mit Rinderwahnsinn?« Oma Mühlenstraße schiebt ihre Brille hoch und begutachtet kritisch die braune Fleischsoße.

»Wir haben es direkt von einem Bauern, den wir kennen«, erkläre ich.

»Bei uns im Heim ist jetzt eine Frau gestorben, die war total verdreht, wer weiß, was die gegessen hat.«

Schnell reiche ich die Rotkohlschüssel hinüber.

»Kohl bläht, meine Nachbarin war gerade wieder beim Arzt wegen ihrer Verdauung. Es liegt nur am Essen, hat der gesagt, vernünftiges Essen schützt vor Krankheit.« Oma Mühlenstraße lädt sich drei Löffel Rotkohl auf ihren Teller.

Dann wendet sie sich an ihren Sohn: »Du solltest mal wieder zum Arzt gehen, Werner, siehst gar nicht gut aus. Hast dir ja kaum was aufgetan. Dann ist es wohl der Magen oder die Galle.«

»Mir geht es gut, Mutter, vielleicht ein bisschen viel zu tun im Betrieb.«

»Ich will mich ja nicht einmischen, aber deine Frau brauchte nicht wieder arbeiten zu gehen. Eure Kinder sind aus dem Haus, da kann sie es dir doch gemütlich machen, wenn du nach Hause kommst. Wie oft habe ich letzte Woche angerufen und niemand war da.«

»Eben, deshalb«, denke ich und stopfe mir einen halben Knödel in den Mund.

»Frau Eisenhauer im Zimmer bei mir nebenan hat auch Magengeschwüre, so groß wie ein Zehnpfennigstück, eigentlich soll sie Diät leben, aber heimlich isst sie Sahnetorte und lutscht beim Fernsehen Mayonnaise aus der Tube. Ich hab sie neulich überrascht, als ich mein Portemonnaie suchte.«

»Und hatte sie es geklaut?« Jetzt ist Oma Mühlenstraße ganz Ohr.

»Nein, ich habe es wiedergefunden, im Schrank unter meinen Schlüpfern. Ich verstecke meine Sachen immer, man muss ja aufpassen im Heim.«

»Meinem Nachbarn, Herrn Meyerhöfer, ihr wisst, der mit dem amputierten Bein und dem Zucker, dem haben sie neulich bei Aldi an der Kasse die Briefftasche gestohlen, waren sicher die Ausländer.«

»Was macht denn Herrn Meyerhöfers Zucker? Ich habe auch welchen, aber Doktor Finke hat zu mir gesagt: Essen Sie ruhig alles, was Ihnen schmeckt!«

Zur Bestätigung dieser Aussage nimmt Oma Frieda noch einen Knödel und begießt ihn reichlich mit Soße.

So geht es fort. Als wir endlich beim Schokoladen-Mousse angelangt sind, wissen wir genau Bescheid über Lerchenburgers Gelbsucht, Kubinowskis Tuberkulose, Frau Winkelmanns Venenentzündung, die Durchfälle der Kleinen von Meyers und die Eitergeschwüre der Mechtenheimer.

Wir fühlen uns krank.

Während ich die Küche aufräume und den Kaffeetisch decke, machen die beiden alten Damen, erschöpft vom guten Essen und guter Unterhaltung, ihr Nickerchen.

Nach der weichen süßen Torte und einer kontroversen Diskussion über die Bekömmlichkeit von Tee und Kaffee verlangen unsere Mütter nach Bewegung. An solchen Sonntagen liebe ich Regen, Schnee, Sturm oder Hagel, denn bei angenehmer Witterung ist ein Spaziergang angesagt.

Wir gehen unsere Straße hinunter. Weil ihre Hörfähigkeit nachgelassen hat, sprechen sie laut, unüberhörbar laut.

»Eure Nachbarin könnte auch mal wieder Fenster putzen, die hat doch Zeit genug«, hilflos lächele ich zu meiner Nachbarin hinüber, die etwas verdeckt hinter Büschen auf ihrer Terrasse sitzt und liest.

»Guckt mal die da drüben, wie fett die ist, und dann diese engen Hosen.«

Besonders freundlich grüße ich heute die nette Kassiererin aus meinem Supermarkt.

»Warum halten sich Leute Hunde, wenn sie zu faul sind, mit ihnen in den Wald zu gehen. Unsereins tritt dann in diese Haufen auf dem Bürgersteig.«

Das Gesicht des Mannes aus dem Eckhaus, der uns mit seinem Terrier begegnet, wirkt eingefroren. Meins bestimmt auch. Werner und ich werfen uns aufmunternde Blicke zu und hoffen, niemandem mehr zu begegnen.

Beim Abendessen sind die beiden alten Damen dann schon etwas müde.

Aber nicht zu müde.

»Hast du an meine Diät-Margarine gedacht?«, fragt Oma Mühlenstraße. Ich habe.

»Du solltest lieber Butter essen, Margarine wird gefärbt«, Oma Frieda streicht sich genüsslich ihr Butterbrot.

»Alte Menschen dürfen nicht mehr so viel Fett, ich finde du solltest besonders darauf achten, du bewegst dich ja kaum noch.«

»Aber du! Fürs Grobe hast du eine Putzfrau und den Garten macht Werner.«

»Es bleibt genug für mich zu tun. Schließlich kriege ich mein Essen nicht jeden Tag vorgesetzt, wie du. Außerdem macht Werner das freiwillig, ich habe ihn nicht darum gebeten.«

»Ich brauche niemanden. Meinen Staub putze ich selber weg und die Blumen gieße ich auch.«

So geht es hin und her. Wir müssen nichts sagen. Gucken uns über den Tisch nur an, dann verstohlen auf die Uhr. Die Zeit ist rum. Ich bin wieder in der Küche. Werner hat Fahrdienst.

Später dann sitzen wir bei einem Glas Wein, erzählen die Geschichten von früher, diese vertrauten, bekannten Geschichten aus unserer Kindheit.

Geschichten von Müttern, die lachten, zuhörten, trösteten und das »Aua« am aufgeschlagenen Knie einfach wegpusteten ... »Schau, da oben fliegt es!«

Wo geht's nach Hause?

Gudrun Günterberg

Sätze, geflüstert, gerufen, geschrien, gedacht. Sätze von Frau K., Herrn M., Frau G. ...

- Machen Sie mir das Tor auf?
- Ich geh hier weg.
- Ich muss nach Hause.
- Ich will nach meinen Leuten sehen.
- Sie kommen mich holen.
- Das Kleid bleibt an, ich geh gleich wieder.

Bei Frau K. bleibt jeden Abend das Kleid an. Das Kleid, die Strumpfhose aus brauner Wolle, die warme Strickjacke. Die Decke bis zum Kinn gezogen, eine Wolldecke oben drübergelegt. Frau K. zieht sich abends nie aus, lässt sich nicht ausziehen, will nicht ausgezogen werden, nicht von mir, nicht von der Kollegin, sie geht doch gleich wieder, ausziehen lohnt sich nicht. Sie wird morgen und übermorgen genauso im Bett liegen. An den Füßen die warm gefütterten Hausschuhe mit Reißverschluss.

- Nicht anfassen!
- Polizei!
- Gehen Sie auch ins KZ?
- Die wollen mich alle vergiften.
- Ich esse nichts.
- Hast du mich lieb?
- Sie haben ein ›G‹ im Gesicht.
- Wissen Sie, ob meine Eltern noch leben?
- Ich muss nach Hause, Essen kochen.
- Ich habe da ein paar Kartoffeln.
- Eine Karte für Mutti: Liebe Grüße und alles Gute.
- Haltet den Dieb!
- Du bist dann meine gute Tochter.
- Ich kann nichts essen, ich habe kein Geld dabei.
- Das merk ich mir, das mache ich wieder gut.
- Ach, lieber Gott, steh mir bei.

Und hin und wieder ein

– Vaterunser.

Jede Frage eine Not, jedes Wort eine Sorge, jeder Satz ein Bedürfnis.

Niemand fragt, ob es draußen kalt ist, ob die Sonne scheint, mein Hund bellt, der Postbote schon da war. Niemand fragt, was es zu Essen gibt, wann Feierabend ist, wann ich in Urlaub fahre. All das ist nicht wichtig.

– Leben deine Eltern noch?

Eine Frage, die überrascht. Eine Frage mitten aus dem Leben, da interessiert sich jemand für seine Umwelt, für mich. Ich denke, der gehört hier nicht hin, nicht auf diese Pflegestation mit dementen und bettlägerigen Bewohnern, die einen mit großen trüben Augen anstarren, flehend, bittend.

– Nein, meine Medizin nehme ich nicht. Sie wollen mich vergiften. Polizei!

– Die andere ist doch auch gegangen.

Frau G.'s Blick geht zu dem leeren Bett im Zimmer. Bis vor zwei Tagen lag da Frau M., rang mit dem Tod, konnte nicht loslassen, hörte ihren Mann schluchzen, die Tochter weinen.

– Wir wollten es uns so schön machen. Warum denn jetzt schon. Sie hatte nicht viel Freude an dem neuen Häuschen.

Die Hand der Tochter streichelt den Arm der Mutter. Schade, denke ich, es ist der gelähmte, sie wird es wahrscheinlich gar nicht spüren. Drei Mal niesen, Schlaganfall. – So schnell geht das.

– Es ist schön hier, das Essen schmeckt, aber trotzdem muss man doch mal nach Hause. Man kann doch nicht immer auswärts schlafen und außerdem ist morgen früh Schule.

Letzte Woche ist Frau B. gestorben. Ihr Sohn hatte oft seinen großen Hund dabei. Der schniefte ständig. Seine Nase war überfordert von den Gerüchen. Es riecht nach Urin, Stuhl, Erbrochenem, Raumspray. Frau B. hat lange Zeit das Essen verweigert, energisch verweigert, aus meiner Hand geschlagen, ausgespuckt. Eine Magensonde wurde nicht gelegt, hätte das Leiden nur verlängert. Sie wollte nicht mehr. Nun bleibt der Hund auch fort. Schade, die anderen Bewohner hatten viel Freude an ihm.

– Hallo, ich muss mal!

Alles dreht sich um Einfuhr und Ausfuhr. Ich dokumentiere, wer wann wie viel getrunken hat, genaue Uhrzeit, genaue Menge und ob es wieder ausgespuckt oder zuvor verschüttet wurde. Vieles landet auf dem Teppich. Erst geht es über das Buch, dann quer über den Tisch, an der Brille vorbei, dann auf den Teppich. Der ist in einem dezenten Grau-Grün gehalten, mit eingewebten bunten Punkten, unregelmäßig verteilt, optimal. Hier ein Milchfleck, dort ein Stück Gurke, festgetretene Banane, ein Eckchen Honigbrot.

Toilette, ein magisches Wort. Eine muss ständig, läuft, verläuft sich, landet auch schon mal im Bad einer anderen, steht vor der Wand, findet den Ausgang nicht, kann sich nicht einfach umdrehen. Steht da, vor den weißen Fliesen, ruft, ruft jämmerlich um Hilfe, niemand hört sie. Wo ist Frau S.? Ich suche sie in allen Räumen. Da steht sie, fühlt sich eingesperrt, ist hilflos, ratlos, und bräuchte sich doch nur umzudrehen, Rückwärtsgang blockiert. Schade.

– Ich muss zum Klo, lulu machen.

Ich bringe einen Rollstuhl mit, schwieriger Transfer vom Sessel in den Rollstuhl, die Beine zittern, die Arme zittern, die Frau hat Angst, Angst zu fallen, muss beruhigt werden, streicheln, gut zureden. Auf der Toilette angekommen, ist es leider schon in die Vorlage gegangen, Pech gehabt.

– Gehen wir heute Abend tanzen?

Tanzen, ja, tanzen mit einer Frau, die im Rollstuhl sitzt. Ein schöner Gedanke. Sich drehen, bis die Reifen quietschen, die Röcke fliegen, sich die Locken lösen. Lachen, ein rotes Gesicht, endlich warme Hände und Musik.

– Ein Walzer wäre schön!

Frau K. lacht und lacht, lacht, dass die dritten Zähne klappern.

Ja, ein Walzer wäre schön.

– Und wo geht's nach Hause?

Habseligkeiten

Gudrun Köhler

Ich sehe sie heute noch vor mir, so als hätte sie sich nie von der Stelle bewegt:

Meine Großmutter in unserem Hausflur, auf dem einzigen Koffer sitzend, den sie je in ihrem Leben besessen hat, der sie nur ins Krankenhaus und einige Male zu ihrer Schwester begleitet hatte: die Deckel oben und unten aus Pappmaschee, an den Kanten umlaufend kleine Holzleisten, die Ecken verstärkt mit Leder.

Er trug ihr Gewicht ohne Probleme, dieser Koffer für alle Eventualitäten.

Aufrecht – wie mit einem Stock im Kreuz – saß sie dort, die weiche Lederhandtasche auf dem Schoß, knetete die Henkel erst mit der rechten, dann mit der linken Hand, ließ den goldfarbenen Verschluss aufsnappen, sah nach, ob alle Papiere vorhanden waren, und wieder von vorne; Henkel kneten, rechts, links ...

Sie saß dort mit und auf ihren Habseligkeiten so lange, bis die Unwetter abgezogen waren. Gewitter, Hagelstürme oder Windhosen rissen sie selbst mitten in der Nacht aus dem Bett und ließen sie im Morgenmantel zittern, dort, bis alles vorbei war, durchgefroren und viel zu erschrocken, um weiterschlafen zu können.

Was sie drin hatte in dem Koffer?

Mein kleiner Bruder, der als Baby mühelos auf ihren Arm gepasst hätte, gehörte nicht zu ihren Habseligkeiten; er lag während eines Unwetters mit Orkanböen unter der Dachschräge in seinem Bettchen, als das Fenster über ihm zerbrach und der Glasregen auf ihn niederprasselte. Sein Schreien veranlasste andere Hausbewohner nach ihm zu sehen, meine Großmutter wich keinen Zentimeter von ihrem Platz.

Daraus schloss ich als Kind, dass Menschen nicht zu dem gehören, was man bei Katastrophen rettet. Da muss jeder sehen, wo er bleibt.

Meinen Unwetterkoffer packte ich immer wieder aufs Neue. Es waren schwere Entscheidungen, was hineingehörte. Manchmal sor-

tierte ich jeden Tag um. Feste Bestandteile des Inhaltes waren immer: meine Puppe Frieda, mein Kuschelhase Hoppel und meine Decke.

So kam es, dass ich von Zeit zu Zeit neben meiner Großmutter in dem Hausflur auf meinem kleinen Kinderkoffer aus braun meliertem Pappmaschee saß und immer wieder Zuflucht in ihrem Händedruck suchen wollte. Meine Großmutter war keine Frau für Umarmungen und bei diesen Gelegenheiten nicht einmal jemand für Trost spendende Berührung der Hände. Unnahbar stieß sie meine Hand zurück in meinen Schoß, zurück zu Frieda. Ich brachte es nicht über mich, sie in den Koffer zu packen.

Meine Eltern wollten diese vorwurfsvolle Mahnung auf dem Flur nicht länger tatenlos erdulden.

– Das Kind wird ja noch ganz verrückt davon! –

Sie ließen für »teures Geld« – wie bei allen Gelegenheiten betont wurde – einen Blitzableiter auf dem Dach montieren.

Welch ein Luxus zur damaligen Zeit, als man doch andere Dinge viel nötiger hätte brauchen können. Hoch oben thronte die Spitze, piekste aus meiner Perspektive direkt die Wolken an und ich wunderte mich, dass es nicht täglich regnete über unserem Haus. Sehnsüchtig seinen Einsatz erwartend reckte sich der Dorn dem Himmel entgegen.

Am Giebel entlang zog sich der dicke rote Draht als offenliegende Ader – die Ader, an der das Leben hing, unser Leben.

Immer seltener fand ich mich bei meiner Großmutter auf dem Flur ein. Meinen Koffer stellte ich nach wie vor neben ihren, die Puppe obendrauf, aber ich stand am Fenster des Zimmers, von dem aus ich den besten Blick auf den Blitzableiter hatte.

Gerne wäre ich draußen gewesen, aber das hatten meine Eltern strengstens untersagt. Wenn meine Mutter mich an diesem Fensterplatz erwischte, zerrte sie mich auch von dort weg. Alles Blitzende, Glänzende und auch Personen zögen den Blitz an, erklärte sie mir. Mich würde er nicht finden, da war ich sicher, denn der große Stachel oben auf dem Dach würde mich beschützen.

Ein wenig blieb von Mutters Ermahnungen doch im Ohr – meine Halskette versteckte ich sorgfältig unter der Bluse.

Unablässig starrte ich auf den roten Draht; ich konnte nur das Ende sehen, wo er in gerader Linie direkt vom Dach in den Boden führte.

Meine Fantasie ließ immer wieder neue Bilder entstehen: züngelnde Flammen, zischend, sich windend, rotgelb, oder ein sekundenschnelles weiß blendendes Fegefeuer, ein sich langsam fortsetzendes Aufglühen des Drahtes; all das wand sich der Erde entgegen, um dort den Boden zu versengen, zu spalten oder zum Erzittern zu bringen.

Jahr um Jahr stand ich dort – in meiner Erinnerung wohl häufiger, als es der Fall gewesen ist. Die Ableitung eines Blitzes habe ich später das erste Mal im Museum bei einem Versuch mit dem Faradayschen Käfig erlebt.

Kein Gewitter kann mich heute nachts noch wecken.

Einen Koffer mit Habseligkeiten besitze ich auch nicht mehr.

Lange nach ihrem Tod fand ich den Koffer meiner Großmutter auf unserem Dachboden. Mit klopfendem Herzen öffnete ich ihn. Immer wieder hatte ich darüber nachgedacht, was wohl ihre Habseligkeiten gewesen waren.

Der Koffer war leer.

Als ich meine Mutter danach fragte, sagte sie mir, der hätte schon so unter Omas Bett gestanden, seit sie zurückdenken konnte. Außer zu den wenigen Malen, an denen ihre Mutter verreist gewesen sei, wäre nie etwas drin gewesen.